

HEYNE <

Das Buch

Detective Carson O'Connor kämpft in New Orleans mit einem besonders schaurigen Fall von Serienmord: Der Täter entzieht sich jedem Profil, da er Männer wie Frauen tötet und ihnen zuvor aus unerfindlichen Gründen Körperteile raubt – teilweise ohne Narkose. Carson tritt in den Ermittlungen auf der Stelle, bis ein geheimnisvoller Mann sie kontaktiert, der sich zumeist im Dunkeln aufhält und dessen eine Gesichtshälfte komplett zerstört ist. Er nennt sich Deucalion und behauptet, Frankensteins Monster zu sein, das dank der Genialität seines Schöpfers bis zum heutigen Tag überleben konnte. Die Grausamkeit der Welt hatte ihn in die Einsamkeit und Stille eines Klosters getrieben. Doch nun hat er erfahren, dass auch sein skrupelloser Schöpfer noch lebt, und er ahnt Schreckliches: Die Mordserie könnte mit Victor Frankenstein zusammenhängen. Aber dahinter vermutet Deucalion ein noch viel schlimmeres tödliches Geheimnis ...

Der Autor

Dean Koontz wurde 1945 in Pennsylvania geboren und lebt heute mit seiner Frau in Kalifornien. Seine zahlreichen Romane – Thriller und Horrormane – wurden sämtlich zu internationalen Bestsellern. Sein neuer Frankenstein-Zyklus ist auf drei Romane angelegt. *Das Gesicht* gelangte in den USA mit 1,4 Millionen verkauften Exemplaren an die Spitze der Bestsellerliste.

Lieferbare Titel

Die Anbetung – Bote der Nacht – Chase – Der Geblendete – Die zweite Haut – Geschöpfe der Nacht – Im Bann der Dunkelheit – Kalt – Stimmen der Angst – Todesdämmerung – Vision – Der Wächter.

Dean Koontz
FRANKENSTEIN

Das Gesicht

von Dean Koontz und Kevin J. Anderson

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Ursula Gnade

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel
DEAN KOONTZ'S FRANKENSTEIN, BOOK ONE,
PRODIGAL SON bei Bantam Dell,
a Division of Random House, Inc., New York



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen.

Vollständige deutsche Erstausgabe 06/2006
Copyright © 2005 by Dean Koontz
Copyright © 2006 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2006
Umschlaggestaltung und Umschlagillustration:
© Eisele Grafik-Design, München
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN-10: 3-453-56504-5
ISBN-13: 978-3-453-56504-3

<http://www.heyne.de>

Zunächst einmal ...

Obwohl ich ziemlich schwatzhaft bin, fand ich es bisher noch nie nötig, einem Buch voranzustellen, wie es überhaupt dazu gekommen ist. Im Falle der Serie, die *Dean Koontz Frankenstein* heißen wird, scheinen mir ein paar Worte zur Erklärung notwendig zu sein.

Ich habe das Drehbuch für einen Pilotfilm von sechzig Minuten Länge zu einer Fernsehserie dieses Namens geschrieben. Ein Produzent und ich haben den Pilotfilm und zusätzlich einige Episoden miteinander ausgehandelt, die auf USA Network ausgestrahlt werden sollten. Da ihm mein Drehbuch gefallen hat, ließ sich Martin Scorsese – der legendäre Regisseur – als Executive Producer verpflichten. Außerdem konnte ein gefragter junger Regisseur, der von dem Drehbuch ebenfalls sehr angetan war, für das Projekt gewonnen werden. Auf Wunsch von USA Network schrieb ich eine zweistündige Version. Auf der Grundlage dieses Drehbuchs kam eine wunderbare Besetzung zusammen.

Dann beschlossen USA Network und der Produzent, einschneidende Veränderungen müssten vorgenommen werden. An der Sendung in ihrer neuen Gestalt hatte ich keinerlei Interesse, und daher distanzierte ich mich davon. Ich wünschte ihnen alles Gute – und wandte mich der Aufgabe zu, das ursprüngliche Konzept in Buchform zu realisieren. Ich hoffte, beide Versionen würden in ihren unterschiedlichen Medien erfolgreich sein.

Später äußerte auch Marty Scorsese den Wunsch, aus der Serie auszusteigen. Ich bin Marty dankbar für die Begeisterung und den Scharfblick, mit denen er an die Sendung herangegangen ist, die wir machen wollten. Für einen Mann, der schon so viel erreicht hat wie er, ist er erfrischend bescheiden, der Inbegriff von Takt und Anstand, und in einer

Branche, in der das bei vielen nicht der Fall ist, steht er mit beiden Füßen auf dem Boden.

Auch bei dem verstorbenen Philip K. Dick möchte ich mich bedanken, einem großartigen Schriftsteller und einem netten Mann, der mir vor dreiundzwanzig Jahren von einer Bestellung bei seinem Lieblingschinesen erzählt hat – »etwas, was zu exotisch für die Speisekarte ist«. Endlich habe ich einen Roman gefunden, in den diese Anekdote passt. Das Hauptgericht, das Phil in die Flucht geschlagen hat, lässt Victor Frankenstein das Wasser im Mund zusammenlaufen.

Denn die Macht des Menschen, aus sich zu machen, was ihm gefällt, bedeutet, wie wir gesehen haben, die Macht einiger Menschen, aus anderen zu machen, was ihnen gefällt.

C. S. LEWIS: Die Abschaffung des Menschen

KLOSTER ROMBUK TIBET

1

Deucalion schlief selten, doch wenn er es tat, dann träumte er. Jeder Traum war ein Alptraum. Keiner jagte ihm Angst ein. Schließlich war er selbst eine Ausgeburt von Alpträumen, und ein Leben voller Gräuel hatte ihn abgehärtet.

Im Lauf des Nachmittags, als er in seiner schlichten Zelle schlummerte, träumte er, ein Chirurg öffnete seinen Unterleib, um eine mysteriöse Masse einzusetzen, die sich wand.

Er war zwar wach, aber da er an den Operationstisch geschnallt war, blieb Deucalion gar nichts anderes übrig, als die Prozedur über sich ergehen zu lassen.

Nachdem er wieder zusammengenäht worden war, spürte er, dass etwas in seiner Bauchhöhle herumkroch, als sei es neugierig und erkunde seine Umgebung.

Hinter seiner Maske sagte der Chirurg: »Ein Bote naht. Ein Brief wird das Leben verändern.«

Sowie er aus dem Traum erwachte, wusste er, dass es sich dabei um eine Prophezeiung handelte. Er besaß keine über-sinnlichen Kräfte im klassischen Sinne, aber manchmal stellten sich Vorahnungen im Schlaf ein.

In den Bergen von Tibet schuf ein glutroter Sonnenuntergang aus den Gletschern und Schneefeldern eine Illusion von geschmolzenem Gold. Die Zacken einer Klinge aus den Gipfeln des Himalaja mit dem Everest als Heft schnitten in den Himmel.

Fernab von jeder Zivilisation beschwichtigte dieses gewaltige Panorama Deucalion. Seit einigen Jahren zog er es vor, Menschen zu meiden, mit Ausnahme der buddhistischen Mönche auf diesem windgepeitschten Dach der Welt.

Auch wenn er schon lange nicht mehr getötet hatte, schlummerte in ihm immer noch die Anlage zu mörderischer Wut. Hier strebte er stets danach, seine dunkleren Triebe zu unterdrücken. Er suchte die Ruhe und hoffte, wahren Frieden zu finden.

Während er von einem ungeschützten steinernen Balkon des weiß getünchten Klosters auf das ewige Eis hinausschaute, über das sich die Sonne ergoss, überlegte er sich, und das nicht zum ersten Mal, dass diese beiden Elemente, Feuer und Eis, sein Leben bestimmten.

Nebo, ein älterer Mönch, der an seine Seite getreten war, fragte: »Schaust du auf die Berge oder auf das, was jenseits von ihnen liegt – auf das, was du zurückgelassen hast?«

Obleich Deucalion während seines ausgedehnten Aufenthalts hier mehrere tibetische Dialekte erlernt hatte, sprachen er und der alte Mönch häufig Englisch miteinander denn das gestattete es ihnen, sich ungestört zu unterhalten.

»Ich vermisse kaum etwas aus jener Welt. Das Meer. Die Geräusche der Seevögel. Ein paar Freunde. *Cheez-Its*.«

»Käse? Hier gibt es Käse.«

Deucalion lächelte und sprach das Wort deutlicher aus als beim ersten Mal. »*Cheez-Its* sind Käsecracker mit Cheddar-geschmack. Hier in diesem Kloster sind wir auf der Suche nach Erleuchtung, Sinn und Zweck ... nach Gott. Und doch

scheinen für mich die unbedeutendsten Dinge des Alltagslebens oft das Dasein zu definieren. Ich fürchte, ich bin ein Schüler ohne Tiefgang, Nebo.«

Nebo zog sein wollenes Gewand gegen die schneidenden winterlichen Böen enger um sich und sagte: »Ganz im Gegenteil. Nie habe ich einen Schüler mit mehr Tiefgang gehabt. Allein schon, von ihnen zu hören, hat mich selbst neugierig auf *Cheez-Its* gemacht.«

Eine weite wollene Kutte hüllte Deucalions vernarbten Körper ein, obwohl ihm selbst die strengste Kälte selten etwas ausmachte.

Kloster Rombuk – ein architektonisches Wunderwerk aus Backsteinmauern, emporstrebenden Türmen und anmutigen Dächern – war in Form eines Mandalas angelegt und klammerte sich kühn an einen kahlen Berghang: imposant, majestätisch, vor der Welt verborgen. Stufen ergossen sich wie Wasserfälle an den Seiten der quadratischen Türme hinab zu den Hauptgeschossen und gewährten Zugang zu Innenhöfen.

Leuchtend gelbe, weiße, rote, grüne und blaue Gebetsfahnen, die die Elemente darstellten, flatterten in der Luft. Sorgfältig geschriebene Sutras schmückten die Fahnen, so dass jedes Mal, wenn der Stoff im Wind wehte, ein Gebet symbolisch in Richtung Himmel gesandt wurde.

Trotz seiner enormen Körpergröße und seiner seltsamen Erscheinung hatten die Mönche Deucalion akzeptiert. Er hatte ihre Lehren in sich aufgesogen und sie durch seine einzigartige Erfahrung gefiltert. Im Lauf der Zeit waren sie mit philosophischen Fragen an ihn herangetreten und hatten seine einmalige Sicht der Dinge zu ergründen versucht.

Sie wussten nicht, wer er war, aber dass es sich bei ihm nicht um einen normalen Menschen handelte, hatten sie intuitiv erfasst.

Deucalion stand lange Zeit da, ohne ein Wort zu sagen.

Nebo wartete an seiner Seite. In der Welt der Mönche gab es keine Uhren, und die Zeit war kaum von Bedeutung, und nach zweihundert Lebensjahren und in dem Bewusstsein, dass ihm vielleicht noch einmal so viele, wenn nicht gar mehr, bevorstanden, lebte Deucalion oft ohne jedes Zeitgefühl.

Gebetsmühlen klapperten, da der Wind sie in Bewegung versetzte. Um zum Gebet bei Sonnenuntergang zu rufen, stand einer der Mönche am Fenster eines hohen Turms und blies in ein Muschelhorn. Tief im Innern des Klosters begannen Gesänge durch den kalten Stein zu hallen.

Deucalion starrte in die Felsschluchten im Osten des Klosters hinunter, die in purpurnem Halbdunkel lagen. Aus manchen der Fenster von Rombuk hätte man mehr als tausend Fuß tief stürzen können.

Aus dieser Abenddämmerung tauchte in der Ferne eine Gestalt auf.

»Ein Bote«, sagte er. »Der Chirurg in dem Traum hat die Wahrheit gesprochen.«

Anfangs konnte der alte Mönch den Besucher nicht sehen. Seine Augen, die die Farbe von Essig hatten, schienen durch die ungefilterte Sonne in dieser extremen Höhe ausgebleichen zu sein. Dann wurden sie groß. »Wir müssen ihn am Tor empfangen.«

Der flackernde Schein der Fackeln ließ Salamander aus Licht über die Balken des Haupttors mit ihren eisernen Klammern und über die Backsteinmauern zu beiden Seiten huschen.

Gleich hinter dem Tor im äußeren Trakt, der nicht überdacht war, stand der Bote und betrachtete Deucalion voller Ehrfurcht. »Yeti«, flüsterte er. Das war der Name, den die Sherpas dem unglaublichen Schneemenschen gegeben hatten.

Die Worte entwichen ihm auf frostigen Atemwolken, als

Nebo sagte: »Ist es inzwischen Sitte, einer Nachricht eine grobe Bemerkung voranzustellen?«

Da er einst wie eine Bestie gehetzt worden war und zweihundert Jahre lang als der absolute Außenseiter gelebt hatte, war Deucalion gegen jede Gemeinheit immun. Er war außer Stande, gekränkt zu sein.

»Wenn ich ein Yeti wäre«, sagte er in der Sprache des Boten, »dann könnte ich durchaus so groß sein.« Er maß ziemlich genau zwei Meter. »Ich könnte auch so muskulös und kräftig sein. Aber ich wäre viel behaarter, meinst du nicht auch?«

»Da ist wohl ... was dran.«

»Ein Yeti rasiert sich nie.« Deucalion beugte sich vor, als wollte er ihn in ein Geheimnis einweihen, und sagte: »Unter seiner dichten Behaarung hat ein Yeti nämlich äußerst empfindliche Haut. Sie ist rosa und zart ... und bekommt von einer Rasierklinge leicht Ausschlag.«

Der Bote raffte seinen Mut zusammen und fragte: »Was bist du denn dann?«

»Big Foot«, sagte Deucalion auf Englisch, und Nebo lachte, doch der Bote verstand kein Wort.

Das Gelächter des Mönchs machte den jungen Mann nervös, und nicht nur die eisige Luft ließ ihn zittern, als er Deucalion ein in zerschrammte Ziegenhaut eingewickelt Päckchen hinhielt, das mit einem Lederriemen fest verschnürt war. »Hier. Da ist es drin. Für dich.«

Deucalion hakte einen kräftigen Finger unter den Lederriemen, riss ihn durch und faltete die Ziegenhaut auseinander. Darin fand er einen Umschlag, einen zerknitterten und fleckigen Brief, der eine lange Wegstrecke hinter sich hatte.

Abgeschickt worden war er in New Orleans. Der Name des Absenders war der eines getreuen alten Freundes, Ben Jonas.

Der Bote, der immer noch nervös war und verstohlene

Blicke auf die zerstörte Hälfte von Deucalions Gesicht warf, beschloss offensichtlich, dass die Gesellschaft eines Yetis einer Rückreise über den bitterkalten Gebirgspass in der Dunkelheit vorzuziehen war. »Dürfte ich um Unterkunft für die Nacht bitten?«

»Jeder, der an dieses Tor kommt«, versicherte ihm Nebo, »kann haben, was er braucht. Wenn wir sie hätten, würde ich dir sogar *Cheez-Its* anbieten.«

Vom äußeren Trakt stiegen sie die steinerne Rampe durch das innere Tor hinauf. Zwei junge Mönche mit Laternen trafen ein, als seien sie durch Telepathie herbeizitiert worden, um den Boten zum Gästequartier zu führen.

Im Kerzenschein der Empfangshalle, in einer Nische, die nach Sandelholz und Weihrauch duftete, las Deucalion den Brief. Bens Worte, die er mit der Hand geschrieben hatte, übermittelten in säuberlich gepinselter blauer Tinte eine Nachricht von großer Tragweite.

Dem Brief war ein Zeitungsausschnitt aus der *New Orleans Times-Picayune* beigelegt. Die Überschrift und der Text gingen Deucalion nicht annähernd so nah wie das Foto.

Obwohl ihm Alpträume keine Angst einjagen konnten und er schon vor langer Zeit aufgehört hatte, irgendeinen Menschen zu fürchten, zitterten seine Hände. Der spröde Zeitungsausschnitt erzeugte in den bebenden Fingern einen Laut wie ein huschendes Insekt.

»Schlechte Nachrichten?«, fragte Nebo. »Ist jemand gestorben?«

»Schlimmer. Jemand ist noch am Leben.« Deucalion starrte ungläubig die Fotografie an, die sich kälter als Eis anfühlte. »Ich muss Rombuk verlassen.«

Diese Ankündigung betäubte Nebo offensichtlich. »Ich hatte mich seit einiger Zeit mit dem Gedanken getröstet, du würdest derjenige sein, der bei meinem Tod die Gebete spricht.«

»Du bist viel zu fit, um in absehbarer Zeit zu sterben«, sagte Deucalion. »So gut konserviert wie eine Silberzwiebel in Essig. Außerdem bin ich vielleicht der letzte Mensch auf Erden, auf den Gott hören würde.«

»Vielleicht aber auch der erste«, sagte Nebo mit einem enigmatischen und zugleich durchtriebenen Lächeln. »Also gut. Falls du vorhast, dich wieder in die Welt jenseits dieser Berge zu begeben, dann gestatte mir vorher, dir ein Geschenk zu machen.«

Wie wächserne Stalagmiten ragten gelbe Kerzen aus den goldenen Kerzenhaltern und tauchten den Raum in ein weiches Licht. Gemalte Mandalas zierten die Wände, geometrische Muster, von einem Kreis umschlossen, der den Kosmos darstellte.

Deucalion saß zurückgelehnt auf einem Stuhl, der mit dünnen roten Seidenkissen gepolstert war, und blickte zu der Holzdecke aus geschnitzten und bemalten Lotusblüten auf.

Nebo saß im rechten Winkel zu ihm und war über ihn gebeugt. Mit der Aufmerksamkeit eines Gelehrten, der Schriftrollen mit verschnörkelten Sutras entziffert, musterte er eingehend sein Gesicht. Im Lauf von Jahrzehnten auf Jahrmärkten war Deucalion von seinen Leidensgenossen akzeptiert worden, als fiel an ihm überhaupt nichts auf, denn auch sie waren alle Außenseiter, ob freiwillig oder notgedrungen.

Von der Arbeit im Monstrositätenkabinett hatte es sich gut leben lassen. Dort wurden zehn Ausstellungsstücke in einem einzigen Zelt präsentiert.

Auf seiner kleinen Bühne hatte er im Profil dagesessen und die attraktive Seite seines Gesichts dem Gang mit dem Sägemehl zugewandt, durch das die Fußspuren von einer Sehenswürdigkeit zur anderen führten, von der fetten Frau zum Schlangemenschen. Wenn die Besucher sich vor ihm

scharten und herumrätselten, warum er wohl in diesem Rahmen ausgestellt wurde, drehte er sich um und zeigte ihnen seine zerstörte Gesichtshälfte.

Erwachsene Männer schnappten nach Luft und erschauerten. Frauen fielen, wenn auch im Lauf der Jahrzehnte immer seltener, in Ohnmacht. Zutritt hatte man erst ab achtzehn, weil Kinder, die ihn sahen, für den Rest ihres Lebens ein Trauma davontragen könnten.

Ohne das Gesicht von ihnen abzuwenden, war er aufgestanden und hatte sein Hemd ausgezogen, um ihnen seinen Oberkörper zu zeigen. Das Patchworkmuster aus wulstigen Narben und die bleibenden Striemen von primitiven Metallklammern, die seltsamen Wucherungen ...

Jetzt hatte Nebo ein Tablett neben sich stehen, auf dem dünne Stahlnadeln und winzige Fläschchen mit Tinte in den verschiedensten Farben aufgereiht waren. Mit großer Geschicklichkeit tätowierte der Mönch Deucalions Gesicht.

»Das ist mein Geschenk, ein Muster zu deinem Schutz.« Nebo beugte sich weiter vor, um sein Werk zu begutachten, ehe er sich an eine noch kompliziertere Zeichnung in dunklen Blautönen, in Schwarz und in Grün machte.

Deucalion zuckte kein einziges Mal zusammen, aber er hätte auch nicht aufgeschrien, wenn ihn tausend Wespen gestochen hätten. »Lässt du ein Puzzle auf meinem Gesicht entstehen?«

»Dein Gesicht als solches ist schon Puzzle genug.« Der Mönch blickte lächelnd auf sein Werk und auf die unregelmäßige Fläche hinunter, der er seine üppigen Entwürfe einprägte.

Nadeln, von denen Farbe und Blut tropften, piksten, schimmerten und stießen klappernd aneinander, wenn Nebo zwischendurch zwei Nadeln gleichzeitig benutzte.

»Bei einem so detailreichen Motiv sollte ich dir eigentlich etwas gegen die Schmerzen geben. Wir haben Opium

im Kloster, obgleich wir seinen Gebrauch nicht oft gut heißen.«

»Ich fürchte den Schmerz nicht«, sagte Deucalion. »Das Leben ist ein Meer von Schmerzen.«

»Vielleicht das Leben außerhalb dieser Mauern.«

»Sogar hierher bringen wir unsere Erinnerungen mit.«

Der alte Mönch wählte ein Fläschchen mit karmesinroter Farbe, um groteske Vertiefungen und zerklüftete Hautareale zu verbergen und unter dem dekorativen Muster eine Illusion von Normalität zu erschaffen.

Er vollendete seine Arbeit schweigend, bevor er sagte: »Das wird als Ablenkung für das neugierige Auge dienen. Aber natürlich wird nicht einmal ein Muster mit so vielen Einzelheiten alles verbergen.«

Deucalion hob eine Hand, um die brennende Tätowierung auf dem Narbengewebe zu berühren, das wie die Oberfläche eines gesprungenen Spiegels wirkte. »Ich werde bei Nacht leben und auf Ablenkungsmanöver zurückgreifen, wie ich es schon so oft getan habe.«

Nachdem er Stöpsel in die Tintenfläschchen gesteckt und seine Nadeln an einem Lappen abgewischt hatte, sagte der Mönch: »Noch ein letztes Mal, ehe du fortgehst ... der Trick mit der Münze?«

Deucalion setzte sich auf seinem Stuhl aufrecht hin und pflückte mit der rechten Hand eine Silbermünze mitten aus der Luft.

Nebo sah zu, wie Deucalion die Münze durch seine Finger wandern ließ und dabei eine bemerkenswerte Geschicklichkeit an den Tag legte, wenn man die gewaltige Größe und das brutale Aussehen seiner Hände bedachte.

Das hätte noch jeder gute Zauberer hingekriegt.

Dann schnippte er die Münze mit dem Daumen und dem Zeigefinger in die Luft. Der Kerzenschein spiegelte sich in ihr, als sie sich hoch oben unter der Decke überschlug.

Deucalion griff sie aus der Luft und hielt sie mit seiner Faust umklammert ... und als er die Faust öffnete, war seine Hand leer.

Auch das hätte noch jeder gute Zauberer hingekriegt, und dann hätte er die Münze hinter Nebos Ohr herausziehen können, was Deucalion jetzt ebenfalls tat.

Aber das, was als Nächstes kam, verblüffte den Mönch restlos.

Deucalion schnippte die Münze wieder in die Luft. Der Kerzenschein spiegelte sich in ihr. Und dann war die Münze vor Nebos Augen ... spurlos verschwunden.

Nebo hatte diese Sinnestäuschung schon viele Male gesehen. Er hatte sie aus einer Entfernung von wenigen Zentimetern beobachtet, und doch konnte er nicht sagen, was aus der Münze geworden war.

Oft hatte er über diese Illusion nachgedacht. Vergebens.

Jetzt schüttelte Nebo den Kopf. »Ist das echte Magie oder nur ein Trick?«

Deucalion erwiderte lächelnd: »Und wie klingt es, wenn man mit einer Hand klatscht?«

»Selbst nach all diesen Jahren bist du mir immer noch ein Rätsel.«

»Wie das Leben selbst.«

Nebo sah sich an der Decke um, als erwartete er, die Münze dort an einer der geschnitzten und bemalten Lotusblüten kleben zu sehen. Dann senkte er seinen Blick wieder auf Deucalion. »Dein Freund in Amerika hat den Brief an sieben verschiedene Namen adressiert.«

»Ich habe noch viel mehr Namen benutzt.«

»Ärger mit der Polizei?«

»Schon lange nicht mehr. Nur ... ständig auf der Suche nach einem Neubeginn.«

»Deucalion ...«, sagte der Mönch.

»Ein Name aus der alten Mythologie – heute kennen ihn

die meisten nicht mehr.« Er stand von dem Stuhl auf, ohne dem pochenden Schmerz von den zahllosen Nadelstichen Beachtung zu schenken.

Der alte Mann wandte sein Gesicht nach oben. »Wirst du in Amerika wieder ein Leben auf Jahrmärkten führen?«

»Auf Jahrmärkten ist kein Platz mehr für mich. Missgeburten werden heute nicht mehr ausgestellt. Es ist alles nicht mehr so wie in früheren Zeiten. Heute spricht man von Political Correctness, und das Monstrositätenkabinett lässt sich damit nicht vereinbaren.«

»Aber früher, als es das alles noch gab, welche Rolle hattest du da?«

Deucalion wandte sich von den Mandalas an der Wand ab, die im Kerzenschein schimmerten. Sein frisch tätowiertes Gesicht war im Schatten verborgen. Als er antwortete, ging ein hintergründiges pulsierendes Leuchten durch seine Augen, wie das Zucken eines Blitzes hinter dichten Wolken.

»Sie nannten mich ... das Monster.«

NEW ORLEANS

2

Der morgendliche Stoßverkehr auf der I-10 strömte so träge wie der Mississippi, der sich durch New Orleans wälzt.

Als Detective Carson O'Connor in Metairie vom Expressway fuhr, weil sie die Durchgangsstraßen benutzen wollte, um schneller voranzukommen, nahm der Vormittag eine Wendung zum Schlechteren.

Während sie endlos an einer Kreuzung festsaf, knetete sie ungeduldig das Lenkrad ihrer Limousine, die nicht als Polizeifahrzeug gekennzeichnet war. Da sie zunehmend das Gefühl hatte zu ersticken, kurbelte sie ihr Fenster herunter.

Schon um diese Morgenstunde waren die Straßen die reinsten Backroste. Aber selbst die Schwachköpfe von den Fernsehnachrichten würden es sich verkneifen, auf dem Bürgersteig ein Ei zu braten. Selbst wenn man Journalismus studiert hatte, blieben einem noch genug Gehirnzellen übrig, um zu begreifen, dass man auf diesen Straßen sogar Speiseeis scharf anbraten konnte.

Carson mochte die Hitze, aber die Luftfeuchtigkeit konnte sie nicht ausstehen. Vielleicht würde sie eines Tages in eine nettere Gegend ziehen, wo es heiß, aber trocken war. Nach Arizona zum Beispiel. Oder Nevada. Oder in die Hölle.

Ohne einen Meter voranzukommen, beobachtete sie, wie die Uhr auf dem Armaturenbrett von einer Minute zur

nächsten sprang – und dann entdeckte sie den Grund für die Verkehrsstockung.

Zwei junge Rowdys in den Farben einer der Straßengangs blieben jedes Mal, wenn die Ampel auf Grün schaltete, auf dem Fußgängerüberweg stehen, um den Verkehr zu blockieren. Drei andere fertigten die Autoschlange ab. Sie nahmen sich einen Wagen nach dem anderen vor, klopfen an die Scheiben und erpressten Geld.

»Wir waschen Ihre Windschutzscheibe. Für zwei Mäuse.«

Es klang wie das Prasseln von Schüssen aus halbautomatischen Waffen, als in einem Wagen nach dem anderen die Wagentüren verriegelt wurden, während die Jungunternehmer ihre Werbemasche abzogen, aber kein Wagen konnte sich von der Stelle bewegen, solange der Fahrer den Wegezoll nicht berappt hatte.

Derjenige, der offenbar der Anführer war, tauchte an Carsons Fenster auf, selbstgefällig und übersprühend vor aufgesetzter guter Laune. »Ich putz' Ihnen die Scheibe, Gnädigste.«

Er hielt einen schmutzigen Lappen hoch, der aussah, als sei er aus einem der zahlreichen von Unkraut überwachsenen Kanäle der Stadt gefischt worden.

Eine schmale weiße Narbe auf einer braun gebrannten Backe wies an etlichen Stellen Wucherungen auf, wo sie geklammert worden war, was darauf schließen ließ, dass er an einem Tag, an dem Dr. Frankenstein in der Notaufnahme Dienst gehabt hatte, in eine Messerstecherei geraten war. Sein kümmerlicher Bart deutete auf Testosteronmangel hin.

Nachdem er Carson ein zweites Mal gemustert hatte, diesmal genauer, lächelte das Narbengesicht. »He, meine Hübsche, was hast du denn in dieser schäbigen Karre verloren? Du gehörst eigentlich in einen Mercedes.« Er hob einen der Scheibenwischer und ließ ihn wieder auf die Windschutzscheibe schnellen. »Hallo, wo bist du in Gedanken? Nicht,



Dean Koontz, Kevin J. Anderson

Frankenstein - Das Gesicht

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-56504-3

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2006

Die Nr. 1 der New York Times-Bestsellerliste!

Ein verrückter Serienmörder geht um in New Orleans. Was zunächst nur ein außergewöhnlich harter Fall für Detective Carson O'Connor zu sein scheint, entpuppt sich schon bald als blanker Horror. Ein narbengesichtiger Mann behauptet, sein Schöpfer wäre verantwortlich für die Morde. Der fulminante Beginn der Frankenstein-Trilogie.